

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 233 (1960)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute

Saanenland

„Saanen ist eine große Landschaft und über die Maßen reichlich bevölkert. Deren Einwohner haben sich vor diesem durch ihre Mannheit berühmt gemacht. Heutzutage unterscheidet sich dieses Volk durch Höflichkeit, angenehmen und manierlichen Umgang, sodaß sie mit Freundschaft jedermann zuvorkommen. Sie machen sich auch berühmt durch ihre Belesenheit, dadurch sie zu einem schönen Vorrath allerhand Wissenschaften, sonderbar aber durch Lesung geistlicher Bücher zu einem reichen Schatz der Erkenntniß Gottes und göttlichen Dingen gelangen...“

(Helfer Abraham Ryburz im Vorwort seiner „Kirchen- und Bibel-Historie“. 1750.)

Landnahme

Wer waren die ersten Bewohner dieses Berglandes? Die Geschichte schweigt, nur in topographischen Bezeichnungen erhalten wir einige dürftige Aufschlüsse. Demnach muß das Saaneland von Ligurern bewohnt gewesen sein, die in den westlichen Alpen, im St.-Bernhards-Gebiet und an der Rhone herumstreichten und unter Fulvius Placcus und Sextus Calvinus den Römern hart zu schaffen machten. Die Ligurer waren gewandte Jäger und Berggänger, tüchtige Viehzüchter und Bierbrauer.

Sie mögen eines Tages in den andringenden Kelten aufgegangen sein, oder aber, sie wurden, wie ein einheimischer Geschichtskundiger sagte, „ewäg' bugsiert“. Auch über die Kelten oder Gallier erfahren wir gar wenig. Zogen sie als Eroberer in das Land? Nährten sie sich von einer Unterschicht? Es wird wohl in dem noch ungerodeten Lande keine große Zahl von Leibeigenen und Ackerknechten gegeben haben, und wie weit die neuen Herren hier Höfe anlegten, entzieht sich unserer Kenntnis. Als „Celtae“, „Erhöhte“, „Gehobene“, mögen sie hier in den Bergen ein recht freies Leben geführt und mit ihren langen Lanzen und Schwertern dem den harten Boden bestellenden Gesinde das Gruseln beigebracht haben.

Es änderte nicht viel, als das Land dem römischen Reiche einverleibt wurde. Die Soldaten Caesars und seiner Nachfolger belustigten sich im Militärlager von Bindonissa, und die lateinischen Kapitalisten und Händler bevorzugten das offene

Gelände mit seinen blühenden Städten und Willenkulturen. Raum wird der kriegerische Lärm dieser Zeit in die Täler der Saane und ihrer Zuflüsse gedrungen sein.

Leben, frischen Zustrom brachten die Burgunder. Diese standen mit den Römern im Bunde, und der Reichsfeldherr Aetius hatte sie ins Savonische dirigiert, ins „Tannenland“, wo sie den Schutz der Alpenpässe übernahmen. Von hier aus setzten sie sich eines Tages auf dem Nordufer des Genfersees fest und nahmen den Weidweg über den Pillon. Sippenweise schoben sie sich ins Saanenland vor, ausgestattet mit altköniglichem Recht, das ihnen freien Zug, Verfügung über ihr Eigentum sicherte. Die Burgunder waren halbe Römer geworden. Ihre Sprache tauchte unter ins provinziale Latein, und ihre Götter, in deren Schutze sie einmal ihre nordische Heimat verließen, küßten Glanz und Kraft ein und erblaßten vor jener neuen Botschaft, die da aus dem mittelländischen Süden kam und im transalpinen Gallien neuen Boden gewann...

So erzählt denn die Legende, kein geringerer als Columban selbst habe in Begleitung des frommen Donat, Wendelins Sohn, lehrend und segnend das Tal der Saane durchzogen. Er habe dann, seinen Weg nach Osten verfolgend, eben jenen eifrigen Donat in den Bergen zurückgelassen, und dieser hätte den Hirten und Bergheuern das Evangelium verkündet und wohl auch die später ihm geweihte Kirche zu Desch (dem heutigen Château-d'Yver) errichtet...

Seit dem 8. Jahrhundert schwenkten die Alemannen ein. Sie nahmen den umgekehrten Weg der Burgunder. Vom Brünig her und vom Böödeli von Interlaken stießen sie in den Talgraben der Simme vor, und eines Tages schwangen sie oben auf den Mäusern ihre Lanzen, setzten die Art an den Tannstamm und stellten das Feld in den Schutz des rotbärtigen Donar, des „brüllenden Wetterers“.

In der Stiftungsurkunde des ehemaligen Klosters Rougemont werden die neuen Siedler erstmals dokumentarisch erwähnt. Der Grischbach wird in dem Schriftstück als Grenze gegen die

„alaemannos“ bezeichnet. Im 11. Jahrhundert grüßten schon rings in den Gräben und Tälern die steilen Firnen der alemannischen Sippendörfer. Versteckt hinter dem schulterhohen, weiden-geflochtenen Stedhag, dem „Etar“ oder Etter, reiheten sich die aus runden Stämmen „gestrickten“ und „gewätteten“ Blockhäuser aneinander, verziert mit vogelkopffähnlichen Balkenenden und imposanten Tiereschädeln. Im Dreieck zwischen Saanendorf, Schönried und Gstaad dürfte die alemannische Siedlungswelle ihren Ausgang genommen haben, und noch heute heißt ein Ort am westlichen Abfall des Hornberges Schwabenried, ein Hinweis auf die Landnahme durch die Schwaben oder „Sueben“, wie sich die Alemannen auch nannten.

Auch die „Alemannische Weide“, „Alemannische Alp“, „Alemannischen Mäser“ erinnern wie manche andern Flurnamen an die neuen Zugezogenen. Die Huben, die sie bebauten, umfaßten dreißig, vierzig, oft sogar sechzig Zucharten und mehr. Es waren dies stattliche Flächen, wie sie vorzugsweise im unwegsamen und noch wenig bebauten Gebiet auf reichlichem Boden ausgeteilt wurden. Rundliche Sippenväter legten hier den Acker um und trieben das Vieh aus, ein Thorenus, Toffinus und Drutelinus, und ihre Nachkommen erbten als Thoren, Toffin und Truteli in abgekürzter Form die altalemannischen Namen.

Allerdings: So einfach geht es mit den Namen nicht immer. Man denke etwa an Tüller. Ein rein alemannischer Name, nicht? Er schreibt sich her vom „Tüllerli“, einem umzäunten Platz auf dem Ebnet. Doch sieh da: die ältere Form lautet „Tilliera“ und entstammt burgundischem Munde. Die Rey leiten sich von einem Reynmundus, die Romang von einem alten Romanus her und erweisen damit die Herkunft aus dem Welschen. Und gar Sperant? Ist sein Träger ein Burgunder, so müßte er der „Blühende“, der „Hoffnungsvolle“ heißen. Deuten wir den Namen alemannisch, so wird er „Speerhand“ lauten.

Als freie Männer kamen die germanischen Siedler ins Land, als Sieger im Streite, als Söhne der Freiheit. Das Abenteuer lockte sie, neuer Weidgrund, unverteilter Boden. Und später? Ein Steuerrodel von 1312 zählt 170 Haushal-

tungsvorstände auf. Davon werden 80 als „liberi“ (Freie), 87 als „talliabiles“ (Unfreie) angeführt. Was war geschehen?

Herren kommen und gehen

Das war eine dunkle Zeit, als die Macht des römischen Adlers zerfiel, überall neue Kräfte sich ballten, Reiche bildeten und auflösten. Auch die Burgunder hatte das Schicksal erreicht. Sie beugten vor den Franken den Nacken. Vor den Toren von Augustodunum (Autun) siegten Chlotachar und Childebert über den wilden Godomar, der einst seinen Bruder verraten. Fränkische Grafen regierten jetzt vom Küstenraum des Atlantik bis weit in die Alpen hinein. Christliche Grundsätze und römisch-rechtliche Anschauungen, wie sie die merovingischen und karolingischen Könige pflegten, drangen in den burgundischen Siedlungsraum und ergänzten Gundobads Gesetz. Auch als gegen Ende des 9. Jahrhunderts wieder ein kräftiger Kerl, Rudolf I., der Sohn Konrads von Muxerre, ein Edler aus welfischem Geschlecht, ein burgundisches Reich begründete und in der Abtei von St-Maurice die Krone empfing, lebten die fränkischen Einrichtungen fort. Die zivil- und privatrechtlichen Bestimmungen burgundischer Schöpfung erhielten jetzt ihren öffentlich-rechtlichen Überbau, der die dem Herrscher zustehenden Nutzungsrechte sicherte und die Gerichtsbarkeit in straffe Bahnen wies.

Schon bevor der in den westlichen Alpen und im Rhonetal mächtig gewordene neuburgundische Staat dem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation“ angegliedert wurde, erblühte im Einzugsgebiet der Saane ein gräfliches Geschlecht, das nicht nur den Heerbann aufbieten und dem ordentlichen Thing vorstehen mußte, sondern auch mit der Pflicht beladen war, in den weiten königlichen Forsten die Aufsicht zu führen. Als „Gruners“ oder „Gran-Gruners“ (Forstmeister) wurden diese tatkräftigen Männer vom Waldfreier und Wildschük gefürchtet. Sie verwuchsen immer stärker mit ihrem Amte, und eines Tages nahmen sie die Bezeichnung ihrer Verwaltungstätigkeit als Familiennamen an. Als Grafen von Grenerz bewohnten sie in Dit oder Dex (später verdeutscht in Desch) einen Turm. Von La Tour-de-Trême und Montsalvans bis zu den Quellen der Saane

reisten sie in ihren Bannerbezirken herum und sprachen Gericht, und sie vielleicht waren es, die die Alemannen als Pioniere in die Wildnis der Berge riefen.

Den Schwächern der Zugezogenen nahmen sie im Verlaufe der Zeit einen Teil der Freiheit ab. Sie unterwarfen sie der Tallia, einer persönlichen Abgabe, die in Geld und Getreide, in „Maienkäse“ und Milch bestand, und verstanden es, den sehnigen Arm des Bauers zur Bewirtschaftung der Herrengüter zu nutzen. Und wie die Grenerzer Grafen von Desch talaufwärts strebten, so griffen die Raron vom Simmental her ins Saaneländchen hinüber. Um ihre Macht zu brechen, mögen die Grafen von Greyerz südwestlich vom heutigen Gsteig den Grenzturm „Châtelet“ errichtet haben. In der Nachbarschaft von Schönried waren die Freiherren von Erlench begünstet, und die „Chramburg“ (Crambor) bei Gstaad deutet auf eine Warte, die den Herren von Kramburg am Belpberg gehörte. Im Dorf Saanen sahen die Herren von Vanel zum Rechten.

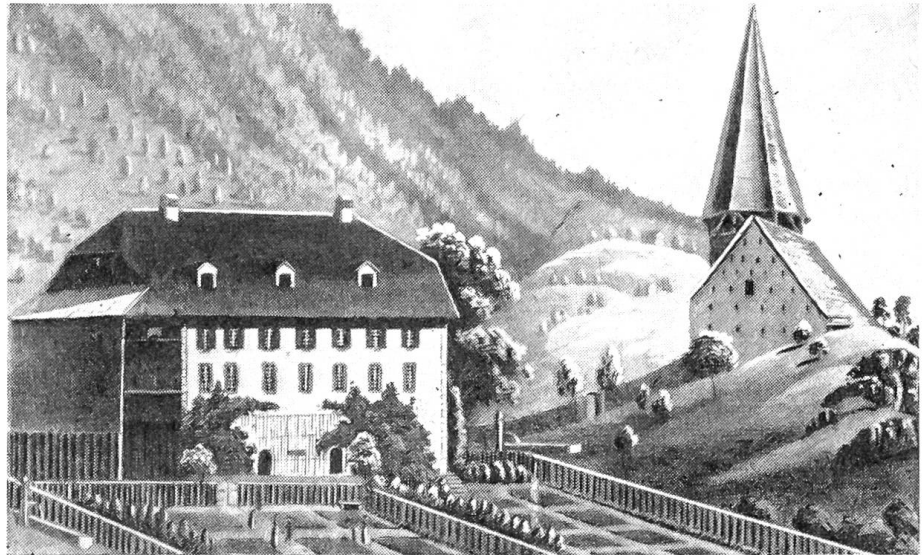
Sie standen unmittelbar unter den Grafen von Greyerz, mit denen ihr Haus verschwägert war. Im Turbach-, Lauenen- und Kalberhöhnital gab es Bauern, die den Herren von Auent zinsten.

Auf dem Wege zur Freiheit

Immer stärker griffen die Grafen von Greyerz im Tale durch. Sie grenzten ihr Dominium gegenüber den Herren von Raron ab, rundeten vorübergehend ihr Territorium durch simmentalischen Besitz auf und schufen aus grundherrlichen Rechten eine landesherrliche Gewalt. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts übergab Rudolf von Greyerz aus wenig durchsichtigen Gründen sein Land Graf Peter II. von Savoyen als Lehen, und fortan unterstützte das gräfliche Haus an der Saane die savoyische Politik, wahrte in dem bald

ausbrechenden Ringen mit Habsburg die Interessen des Westens und focht bei Laupen an der Seite Freiburgs und des burgundischen Adels gegen die Muxen von Bern.

Druck ruft nach Gegendruck. Die, die oben im Sattel saßen, führten die Gerte und drückten die Sporen an, und die, die unten buckelten, bäumten sich und waren mitunter nicht übel „g'ruft“, durch ein paar bodfige Sprünge den einen oder andern der Herren abschlipfen zu lassen. Die Befreiung



Pfarrhaus und Kirche von Saanen im Jahre 1823

J. S. Weibel

der Waldstätte von habsburgischer Fessel leuchtete wie ein verheißungsvolles Frührot um die stacheligen Zähne der in den Himmel stehenden Hörner. Die Geldnot der Grafen von Greyerz förderte diese Entwicklung.

Die anwachsende Bevölkerung des Tales führte der Urbarisierung andauernd neue, wackere Arme zu. Der Ertrag der Tallia stieg. Doch eines Tages gebot der nackte Fels dem sengenden und brennenden Roder Halt. Die Mehrung der Ackerfrucht hielt mit der Zunahme der Bauernsamen nicht mehr Schritt. Ein Überangebot von Arbeitskräften drohte dem Grafen den Gewinn zu schmälern. Der Grundherr paßte sich an. Er verwandelte die Naturalabgaben der einzelnen Güter in einen festen Bodenzins. Nun konnte es ihm gleichgültig sein, ob die hungrigen Mäuler zunahmen und

einen guten Teil der dem Boden enthobenen Frucht selbst verzehrten. Er hatte sich seinen Anspruch gesichert.

Was gewannen die Saaner? Aus persönlich abhängigen Eigenleuten wurden sie „Befreite“. Lasteten auch noch mancherlei Beschwernisse auf ihren Schultern, politisch bildeten sie jetzt eine einzige große, durch ein einheitliches Recht verbundene Gemeinde, „die erber Landlütte gemeinlich des Landes und Tales ze Sanon“. Und auch materiell winkte ihnen ein Vorteil. Das Geld wertete ab, der Zins blieb gleich.

Drei Jahrzehnte später verließ Peter von Grenerz der Landschaft gegen die Bezahlung von dreihundert Pfund den bisher von ihm bezogenen Marktzoll, eine Abgabe für Vieh und Waren, die auf dem öffentlichen Markte unter Einheimischen gehandelt wurden, sowie einen Teil des Pfundzolls oder „Waagrechtes“. Wieder eine kleine Zeitspanne, und die Grafen befreiten die Talleute von den Vogteiabgaben, die nicht auf Grund und Boden lasteten, sondern von den einzelnen Feuerstätten erhoben wurden. Nun brauchten die Bauern nicht mehr die Hafer- und Gerstengarben auf das Schloß zu schleppen und im Winter ihrem Herrn mit den „Fasnachtshühnchen“ aufzuwarten. Sie wurden vom Wachtdienst auf den gräflichen Türmen befreit, und der Fron, der unbezahlten Tagwerke mit Sense, Sichel und Gabel, mit Axt und Hacke, enthoben.

Noch blieb als letzter Rest der Unfreiheit und früheren Hörigkeit die „Mainmorte“, der „Todfall“ oder „Heimfall“, das Recht der Herrschaft, das beste Stück Vieh aus dem Stalle des verstorbenen Familienhauptes wegzuführen, bei jedem Erbange eine Telle zu erheben und in Testamentsachen mitzureden. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts fiel auch diese Beschränkung. Graf Rudolf der ältere, Herr zu Grenerz, Desch und Rotenberg (Rougemont) und sein gleichnamiger Sohn, der zu Montsalvans residierte, erließen gegen eine Bezahlung von 5200 Gulden den Bauern „in dem lande ze Sanon geseßen“ „vom Grijfbach uf unß (bis) an die herschaft von Youne (Jaun) und an die herschaft von Sibental und unß an die herschaft und landesmarken ze Wallis und ze Ormont“ das Recht der „Mainmorte“. Die Befreiung galt für Fremde und Ein-

heimische, für die jetzt Lebenden als auch für ihre „erben und nachkommen“. Der Grundherr verlor damit den unmittelbaren Anspruch auf die Güter. Sie gelangten in den vollen Besitz, in die unumschränkte „gewere“ des Bauers.

Im Bunde mit Bern

Als 1403 Graf Rudolf von Grenerz hochbetagt starb, erlosch auch das mit Bern geschlossene Burgrecht. Die Saaner hatten aus diesem Abkommen manchen Vorteil gezogen. So gingen sie nun auf eigene Faust vor. Sie sandten ihre Boten nach Bern und beschworen am „sechs und zwenzigosten tag brachodes“ (26. Juni) mit Schultheiß, Rat und Burgern der Stadt ein „burgrecht und bündnisse“, in dem sie den Bernern „mit Gut und Blut und mit aller Macht“ behilflich sein wollen gegen jedermann, ausgenommen die Grafen von Grenerz. Die Freunde an der Aare versprachen ihnen dafür, sie zu beschirmen und in ihren Rechten zu erhalten.

Der Preis, den die Bauern des Saanenlandes zahlten, war nicht gering, mußten sie doch bald mit den Bernern ins Eschental und in den alten Zürichkrieg ziehen und in den Wirren zwischen dem Wallis und der Stadt an der Aare mancherlei Unbill, Überfälle und Plünderung erleiden. Die „langwyrigen reysen und unlyndenlichen tellen“ begannen sie zu drücken. Würden sie sich nicht besser den Volksgemeinden am Vierwaldstättersee anschließen und mit deren Unterstützung ein eigenes, freies Gemeinwesen begründen? Im Mai 1445 nahmen sie des „großen kumers und gebresten wegen“, die ihnen „mit frömden zügen und reisen“ zugefügt wurden, an dem gegen Bern gerichteten „Bösen Bunde“ teil. Die Eidgenossen schlichteten und erklärten die Verbindung der Oberländer als „tot, ab und kraftlos“.

In den Burgunderkriegen zogen die Fähnlein aus dem Simmen- und Saanental ins Gelände der Rhone hinunter und nahmen den Savonern Nigle weg. Bern lohnte den Saanern ihren Einsatz und gewährte ihnen Anteil an der Verwaltung und am Ertrag der neuen Vogtei. Auch Maximilian Sforza zeigte sich den Berglern geneigt. Sie hatten ihm Reifige gestellt und erhielten dafür Zollfreiheit drunten im „Wälschland“ bis vor die Tore Mailands.

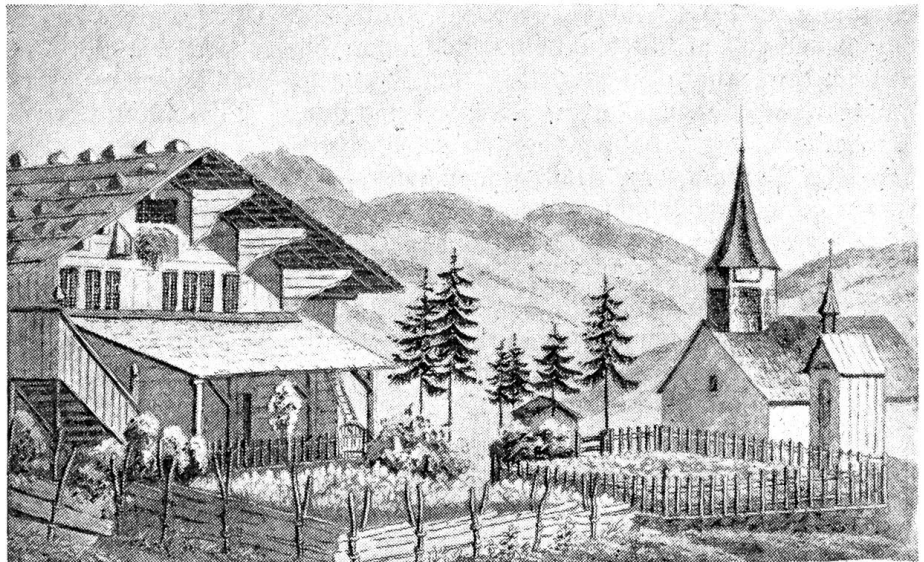
Auf und ab flutete, ebhte das Leben. Span und Frieden, Freundschaft und Entzweiung lösten einander ab, ketteten oder lockerten den Bund. Der neue Glaube teilte das Land. Graf Johann II. von Grenerz wandte sich entrüstet von Luther und Zwingli ab. Er erklärte, wenn seine Untertanen den „nüwen glouben“ annehmen würden, so wären sie ihm „venll, und ob er sy behan, wellte er sy umb einen pfennig gen, und wo er den uß inen nitt lösen möcht, wellt er sy dem tüffel schenken“. Es kam nicht so weit. Die Saaner mußten zwar mit in den Kappeler Krieg, verwahrten sich aber gegen die Neuerungen Berns.

Da plagte ein zweite Bombe. Graf Michael von Grenerz geriet in Konkurs. Die Berner erwarben 1555 den obern Teil der ehemaligen Grafschaft als neues Untertanengebiet. Die Wünsche der Talleute, als selbständiger Ort der Eidgenossenschaft anzugehören, verflogen rasch. Bern beruhigte die erhitzten Gemüter. Es versprach den Bergbauern, „sy by iren fryheiten, alten brüchen und gewohnhenten blyben ze lassen“. Die Saaner trockten. Sie machten den ersten bernischen Amtleuten das Leben sauer und nötigten Hans Rudolf von Graffenried zum Abzug.

Evangelische Prediger bestiegen jetzt die Kanzel. In Saanen und später in Rougemont residierte ein Landvogt. Das Burgrecht blieb in Kraft. Die Landschaft berief sich gerne darauf, wenn ihr die Regierung etwas aufbürden wollte, das scheinbar den alten Rechten widersprach. 1669 gerieten Stadt und Landschaft wegen des Eidgenössischen Defensionales in Harnisch. Die Berner forderten von den Saanern neun Reiter in das von ihnen aufzustellende Korps. Die Landsgemeinde lehnte die Forderung ab. Das war denen im Unterland zuviel. Sie fanden, daß „die von Sanen in allweg gröblich überfahren, und ihnen ganz nit gebühren thüje noch ze gestatten sene, oberkeitliche ordnung

und befelchen in question ze zeüchen und ihrem urteil ze underwerffen und sich ze widersehen“. Bildeten sie sich etwa zuviel auf ihre Freiheiten ein, da sie doch „erkauffte leut und underthanen“ waren? Der Burgrechtsbrief wurde „cancelliert“, der Obrigkeitsstaat bewegte sich vorwärts.

Noch übte die Landschaft die Rechtsprechung aus. Zugeständnisse wirtschaftlicher und militärischer Natur banden die Bauern an die Stadt. So schlugen denn die Bergmänner 1798 für die



Pfarrhaus und Kirche von Abländschen im Jahre 1823

J. S. Weibel

Berner ihr Leben in die Schanze. Saaner und Leute von Ormont warfen eine französische Kolonne auf dem Col de la Croix zurück. Dann brach das Alte zusammen. Die welschen Dörfer wurden zur Waadt geschlagen, der deutschsprachige Landschaftsteil teilte sich in die Gemeinden Gsteig, Lauenen und Saanen und bildete ein neues Oberamt. Die liberale Verfassung von 1831 bewog die einzelnen Kantonsteile, freiwillig ihre Sonderrechte aufzugeben. Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts erlosch das altüberkommene Recht der Landschaft Saanen...

Von der Kirche

Seit Urzeiten stoßen und stechen die das Saanenland umgebenden Zinken, Zacken und Zähne, die Gupfe, Giebel, Gipfel in den darüber

sich wölbenden Himmel. In ihrem Schutze rinnen die Wasser in tiefen Gräben, ziehen sich einsame Pfade hin. Wo sich die Höhe lichtet oder wo uralte Waldwege sich kreuzen oder verzweigen, da mögen hilfessuchende Wanderer und Waller, Jäger und Gejagte sich um Schutz an ihren Gott gewandt haben. Sie haben ihm vielleicht ein rohgeformtes Tierbild als Opfer an einen Lannast gehängt oder ihm ein Tempelchen gebaut aus Blöcken von rohem Stein. Und da, wo die Gottheit seit langen Zeiten ihre Gaben empfing, pflanzte der fromme Sinn der Christen Heiligenbilder auf. Glühende Glaubensboten errichteten kleine Bethäuser, die sie nach der „capa“ oder „capella“, dem Kapuzenmantel des heiligen Martin, Kapellen nannten. So entstand das „Chappell“ auf dem „Pfaffembärg“ im Turbach, das Brückenkapellchen an der Abzweigung des alten Möserweges, die Andachtsstätte am Aufstiege nach Unterbort, die St.-Anna-Kapelle im Tal von „Afläntsche“.

Nicht alles, was der christliche Sinn in die Tat umsetzte, blieb erhalten. Manches zerfiel in Staub, anderes erstand in neuem Gewand, wie das 1920 von Jakob Zingre wiederhergestellte Abländschen Kirchlein, von dessen freundlichem Türmchen das silberne Gebimmel zweier Glocken die achtzig Seelen des seitab gelegenen Tals sonntags zum Gottesdienst ruft. Den Bergbauern „hinter dem Hundsrück“ eiferten die Gstaader nach. Ihre 1402 dem heiligen Nikolaus von Bari geweihte und später andern Zwecken zugeführte Kapelle erhielt 1926 ein stattliches Chor mit einem neu geöffneten Triumphbogen und eine schmutze Sakristei. Die Bauern setzten ihre alten Buken in die Fenster, Wappen leuchten, und aus dem Chor strahlt in einem Mosaik von buntem Glas das Bildnis des fürbittenden Schützers.

Im ausgehenden Mittelalter erhielten die Leute von Gsteig eine eigene, vielleicht ebenfalls an uralte Glaubensübung anknüpfende Gebets- und Andachtsstätte, und nicht viel später erstand in Lauenen ein spätgotischer Kirchenbau, der mit seinem Doppelgeläute ringsum die Taltschaft beherrscht. Den geistlichen Mittelpunkt des ganzen Bergländchens aber bildet die Dorfkirche von Saanen. Sie dürfte im 10. oder 11. Jahrhundert von den Grafen von Greperz gestiftet worden sein. Ihr Schutzheiliger war Mauritius,

der legendenumwobene Führer der thebaischen Legion. 1228 führt das Lausanner Kartular die Saaner Kirche auf. Die im Lande regierenden Grafen zeichneten sich als Förderer des Kluniazenserpriorats in Rougemont aus. Sie vermachten den Mönchen ihre Zehntrechte im Saanenland, und 1330 übergaben sie der geistlichen Gemeinschaft auch das Patronatsrecht der Mauritiuskirche. Die Klosterbrüder werden nun zu Obereigentümern der kirchlichen Pfrund und besitzen das Recht, den Priester zu ernennen und dem Bischofe zur Bestätigung vorzuschlagen.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde die Talkirche erweitert und durch Stephan, den Bischof von Marseille, und Georg von Saluz, den Bischof von Lausanne, geweiht. Jetzt werden die Fresken entstanden sein, die vor drei Jahrzehnten „vom Rall der prinzipienstarren Vergangenheit“ wieder befreit wurden und nun im neuen Glanz den Besucher des Gotteshauses überwältigen. Es sind Darstellungen aus dem Leben des thebaischen Legionenführers, Bilder aus dem Erdengange Christi, Szenen aus dem Alten Testament. Die Handschrift des Malers ist unbekannt.

Als eines Tages die Wellen der Reformation an den Alpenkamm brandeten und rings in den Tälern die Gemüter aufflammten und die Bauern zu den Waffen griffen, da konnte man auch im Saanenland mancherlei Schmähreden gegen die Herren von Bern vernehmen, die da die lutherische und zwinglische Lehr sich zu eigen machten und sich nicht genug tun konnten im Kampfe gegen das römische „Babstthum“. Sie wetterten gegen „Krüz und Heiligen“, gegen Wunderzeichen, Ablass, „gesegnet Palmen“ und erklärten, dies alles bringe nur dem „unrühigen Mastvöckli“, das da im Land herum auf fetten Pfründen sitze, „Nutz und G'winn“. Die Talbewohner verharrten beim alten Glauben. Die neue „Tütsche Meß“ behagte ihnen nicht, und das wunderbare Kalb, das zu „Fryburg in Myßen“ „mit einer Münchskutten“ geboren, deuteten sie gewiß, wie so viele andere Glaubensstreiter, auf den Doktor Luther. Ihr Widerstand half ihnen nichts. Die Saaner waren mit Bern verburgrechtet, und als dieses zur Unterstützung Zürichs seine Fähnlein in den Margau dirigierte, da mußten die Bauern den Karst zur Seite legen, zum Schießeisen greifen und gegen

ihre Glaubensbrüder in den Krieg ziehen. Sie verhielten sich lässig und faumselig, und die bernischen Hauptleute berichteten dem Rat, „daß sie die Unsern verlassen, und wenn wir meinen, wir hätten Leute, so sind sie weg.“

Als zwanzig Jahre später Graf Michel von Grenerz in Konfurs kam und die Berner ihre Hand nach dem Saanenland ausstreckten, da verharren die Einheimischen immer noch treu bei „der heiligen Kilchen“. Nun sandte der Rat den Defan Johannes Haller in die Landschaft, damit er dem „steifnackigen, rebellischen und frechen Volk“, dieser „Hefe aller Kuppler, Surer, Mörder“ das „luter Gottswort“ verkünde, die „erste Kilche“ wieder aufrichte und alle „Menschenzusatz“ streiche. Schon nach zwei Wochen berichtet Haller an Bullinger von Saanen aus, „es lasse sich alles gut an“, „überall seien die Götzen abgetan und die Priester entfernt.“

Am 19. Dezember 1556 nahmen die Saaner im Beisein von Altschultheiß Nägeli und der Ratsherren Wolfgang von Weingarten und Ambrosius Imhof die neue Lehre an. Gsteig und Lauenen wurden zu eigenen Kirchgemeinden erhoben. Das Kollaturrecht gelangte an den Staat. Batt Härdi aus Zweisimmen zog als erster Predikant in Saanen auf. Als Farel wenige Zeit später die Gemeinde besuchte, gewann er einen günstigen Eindruck von der seelsorgerischen Tätigkeit im fernen Bergdorf. Unter Härdis Nachfolgern ragte Stephan Fabricius Schmid, „der Student, so von Leipzig kommen“, als Herausgeber religiöser Schriften hervor.

Noch wurde Abbländschen längere Zeit von Saanen aus bedient, doch die Wegverhältnisse erschwerten die Arbeit. Man sandte daher den Winter über einen „Candidaten“ an den abgelegenen Ort. 1704 wurde das Dorf in einen selbständigen Pfarrsprengel umgewandelt.

Von der Schule

Schon bevor die Kirchenmänner in der „Helvetischen Konfession“ 1536 die Obrigkeit ermahnten, darauf zu achten, daß in den Gemeinden „das lautere Gotteswort... treu vorgetragen“ werde, und bevor sie ihr ans Herz legten, zur Erziehung der Jugend Schulen einzurichten, amtete um die Wende zum 16. Jahrhundert der Wanderlehrer

Johannes Lenz aus Heilbronn als „Schulmeister im finstern Tann zu Sana“. Lenz kam von Freiburg herauf. Er schrieb eine Chronik über den Schwabenkrieg und „tett leren“ – vorab wahrscheinlich Latein, wie ein „G'studierter“ von ihm sagt.

Auch der Kaplan am St.-Nikolaus- und Antonius-Altar erhielt als Gelehrter einen Ruf. Es war Johannes Huswirt, der Saaner, dessen „Enchiridion Algorismi“, ein Rechenbüchlein, 1501 in Köln gedruckt wurde und wohl in der engern Heimat des Verfassers als Lehrmittel Verwendung fand. Noch 1865 wurde es neu herausgegeben. 1610 wirkte Jakob Fleuti in Saanen. Er dichtete Lieder und galt als „der chirurgischen und himischen Künsten Liebhaber“. Sein Schullohn war nicht gerade groß, und so vertrieb er „Sägnere-Büchlein“ und nikromantische Schriften, die aber die Stadtobern „füren zeigen und öffentlich verbrönnen“ ließen. Der Schuldige entschlüpfte den Fängen der Polizei.

Als im 17. Jahrhundert die Stadt Bern die erste gedruckte Schulordnung erließ und die allgemeine Schulpflicht als Richtlinie hinstellte, da wurden die Heuerbuben und Geißhirten im Saanenland schon recht kräftig gedrillt und gezüchtigt und „in guete Trüwe“ mit dem „Tintehafe“ und dem „Namenbüchli“ bekannt gemacht. Wehe, wenn da einer „chuppet u tublet“: da hilft ihm nur ein kräftiger „Ohrlig“ oder ein „Tschuppne“ an den Haaren. Bleibt er noch immer verstoßt und bringt er „Halblin“ in seine „G'saglene“, das heißt, mischt er das Schriftdeutsche mit der Mundart oder bringt er gar französische Wörter hinein, so wird er bald mit dem „obligaten Erziehungsweig“ Bekanntschaft machen, mit einem frischen Birkenreis, einer zügigen Haselrute. Was macht man aber mit einem, der zu Hause bleibt, „vast nüt gelehrt“, seine Gellert-Lieder vergessen hat und die Fragen aus dem Katechismus durcheinander bringt? Er wird „in Kessie gelegt“, mag dort brummen und ein „holzigs Unser Vater“ beten.

Das sind die „Buechstabegäggeler“, die „Meitleni“ und „Buebe“. Und die, die sie vorbereiten sollen aufs Leben? Junge Männer, die „als Schulmeister sich widmen wollten“, mußten sich vor Pfarrer, Landvogt und Chorgericht in „den

Grundsätzen der Religion“ sowie im Lesen, Schreiben und Singen ausweisen. Blutte vier bis sechs Kronen betrug im 18. Jahrhundert der Lehrerlohn. Und für diese Entschädigung mußte der Schulmeister nicht nur unterrichten, sondern noch vorsingen in der Kirche, während des Einläutens aus der Bibel vorlesen, die sonntägliche Kinderlehre halten. Einzig für die Leichenreden im Trauerhause fiel etwas für den Magister ab. Kein Wunder, wenn der Lehrer auch noch Bauer war, wenn er sich als Gemeindebeamter, Chorrichter oder Notar etwas hinzuverdiente. Vom „Turpach-Lehrer“ Abraham Gehret hören wir, daß er erst acht Jahre bei den Niederländern diente, obendrein noch bei Neuenegg sich das Bein kaputt schießen ließ und hernach, an Krücken gehend, wie es so schön heißt, den Flintenlauf gegen den Schulsteden vertauschte. Ihm konnte es nicht mehr passieren, daß er wie vor ihm der Schulmeister und Schreiber Jakob Hauswirth verurteilt wurde, weil er nach Jaun hinüber tanzen ging.

Wenn oben auf den stacheligen Hörnern und Graten die Winterriesen ihren Schwingen haben und im verschneiten Rothtal die verbannten Seelen „grinen u rüeffen“, dann wird unten im Tale tapfer Schule gehalten und mit der „tüttschen Fraktur“ der „wäلتschen Schrift“ zuleibe gerückt. 1695 wurde dem Schulmeister Christen Ruffi beschieden, auch den Sommer hindurch bis zur Rühscheid vier Tage in der Woche zu unterrichten. In der Kirchgemeinde Saanen gab es damals bereits neun in den einzelnen Weilern zerstreute „Schueli“ für die jungen Abc-Schützen. Etwas später teilte man die Anstalt im Dorf in eine Klasse für die „noch nit Zähejerige“ und eine für die „älteren“. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts besaß die Landschaft fünfzehn verschiedene Schulen, unter denen allerdings bloß eine ein eigenes Heim besaß.

Es gab Klassen, in denen bis gegen neunzig Kinder untergebracht waren, und der Gstaader Gabriel von Grünigen beklagt es bitter, daß er unter diesen Umständen keineswegs imstande sei, seine Pflicht als Lehrer richtig zu erfüllen. Er bedauert auch den Mangel an Lehrmitteln, ganz besonders in den Fächern Geschichte und Geographie. Im Sommer 1816 holte sich der im Kalberhöhni-Tale tätige Würsten am Lehrer-

institut in Boltigen das geistige Rüstzeug, und seit den 1830er Jahren sendet das Staatsseminar Münchenbuchsee seine Zöglinge in die Bergtäler. In der zweiten Jahrhunderthälfte besserten sich die Verhältnisse. Schulhäuser entstanden, Neubauten ersetzten brüchig gewordene Unterkünfte. 1867 wurde auf privater Grundlage die Sekundarschule ins Leben gerufen. Sie war nach dem Muster der Zweisimmer Anstalt eingerichtet, 1915 von der Gemeinde Saanen übernommen und mannigfach erweitert worden. „Helle Köpfe, brave Herzen“ soll sie heranbilden, und das gleiche erstrebt auch der in jüngster Zeit eingeführte landwirtschaftliche und gewerbliche Unterricht.

Von Weide, Wald und anderem

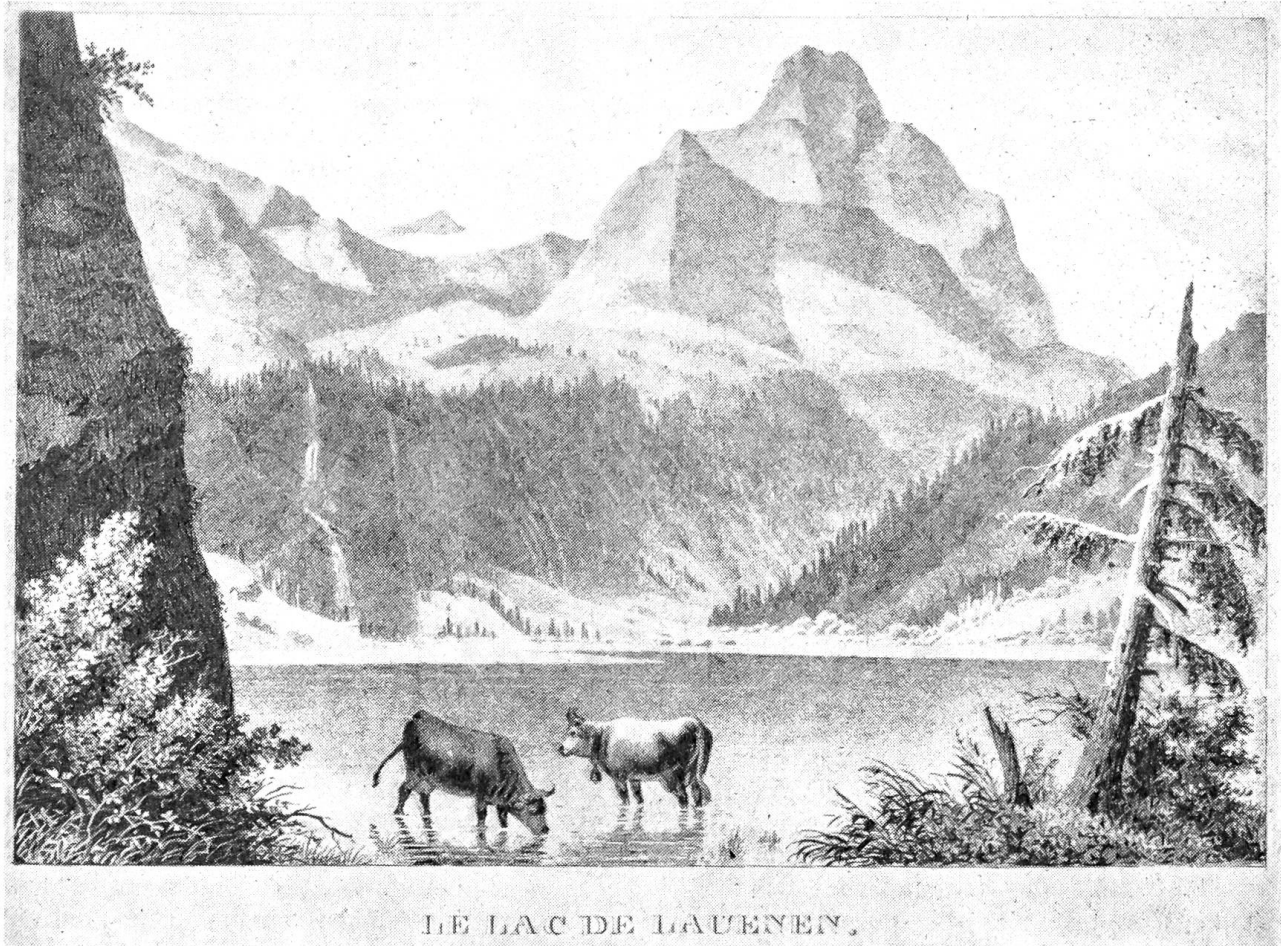
Hoch ragen die „Hoore“ und „Zänd“, die Spitzen und Türme des mächtigen Gebirges in den Himmel. Gletscher hängen herunter und wilde Bäche stürzen über Flühe hinaus. Steinwüsten, Geröllfelder betten die Gipfel ein. Da gibt es einen „Steinembärg“, eine „Steimere“ oder „Steinere“, das „obera“ und „under Steint“. Wer kennt nicht die „wäلتshi“ und „tüttschi Bire“, die „Bireflueh“, den „Birembärg“ (la Berra) und erinnert sich dabei an das geläufige griechische „Petra“ (der Stein), an einen Ausdruck, der in den Namen Peter, Perret und Perreten im Tale fortlebt. Und gibt es nicht im Sanetschgebiet zweimal einen „Sexe rouge“ und die Gruppe „les Sex du Fou“? Lateinisch „Saxum“, der Fels, liegt in den Namen verborgen. Und die „Tschärzisflueh“, das „Tschärzistal“ (1312: Escherch)? Gallisch-feltisches „Car-Car“ (harter Stein) soll hier die Namensbildung angeregt haben.

Von den Felsköpfen, Rämmen und steilen Graten steigen wir zu den Alpen hinunter. „Bärg“ heißen diese Hochweiden im Saanenland. Sie gehörten früher recht zahlreichen Anteilhabern. Der „Tungel“ und die „hohe Wispille“ wurden von etwa hundert Bauern genützt, und in die Sommerweide „Wallegg-Blatti“ teilten sich über fünfzig Bergler. 1955 war sie im Besitz von noch zwei Sennen. Die Bergrechte standen in keinem Zusammenhang mit den Liegenschaften im Tale. Die Alpbesitzer einigen sich über ihre Hüttenanteile und jeder besorgt nach eigenem Befinden die nötigen Arbeiten. Eifrig wachte seit alters die

Landschaft darüber, daß die Bergweiden nicht nach auswärts verkauft werden.

Wie arbeitet der Bergbauer? Er hält sich etwa ein Duzend Stück Großvieh, dazu ein paar „Gitz“ und „Schääfeni“ und einige „Sutier“. In einer Person zieht er die Jungtiere auf, melkt er

Vorsatzläger und „Meien“ oder „Mijembärgli“, und wenn hier die grünen Rasenplätze, die Böden und „Wäsemli“ abgeweidet sind und die Luft recht „puht“ ist, so trappt das Züglein weiter in den Berg, voran mit einem lockenden „Chom!“ und „Chuub!“ der sehnige Senn mit der bedächtig



Lauenensee

Lithographie aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Besitz der Stadtbibliothek Bern

die Kühe, pflegt er den Stall und die Lebware und verarbeitet die Milch zum wohlgeschmeckenden „halbfeißa Saane-Chees“.

Schluckt nun die Sonne den Nebel und glänzt den Himmel auf, so werden die Talgüter verlassen, und mit Glocken und Treideln und sauber gebürstetem und gestriegeltem Vieh zieht der Bauer mit seiner Familie in die kräuterstrogenden

schreitenden Meisterfuh und hintennach mit Stoß und Puff die muhende Herde mit „chlupfige Chälblene“, mit „Süw“ und Hühnergegackel.

An die „eindles Buchi“ treibt es der „Chüejjer“ da oben um, bis mit der „Chüescheid“ die hochsommerliche Weidezeit zu Ende geht. Was für Zeit und Mühe wendet er da an die eigenen oder gedungenen Milchtiere, die tagein, tagaus unter dem

Jauchzen der Sennen, unter dem Rauschen des Bergbachs ihrem weidenden Geschäft nachgehen. Sie erkennen den Meister an Griff und Stimme, an Trapp und Gang. Nun „läschelet“ er ihnen die Milch ab, und schon strahlt und sprudelt die ausgepreßte Flüssigkeit durchs „Tiefeloch“ und füllt das „Mäldterli“.

Die „g'nidleti Milch“ liefert den Anken, und bald erprobt der Käser an dem über das Feuer gerückten Kessel sein handwerkliches Geschick. Er hält den Inhalt des „Chässis“ schön „bluetwarm“, schüttet das „Chasloub“ zu und „leit d'Milch z'dicke“. Auf was er nicht alles achten muß bei seinem Geschäft, auf die herrschende Windströmung und die abnehmende Sonnenscheindauer, auf die richtige „Härtli“ und „Reezi“. Der „Chees ist usa“, und nun macht man aus dem dicklichen, körnigen Feim noch den „mürba, brööda Biferanke“, von dem Emanuel Friedli erzählt, daß er den Kindern besonders schmecke.

Der Saaner ist nicht nur Senn, auch Heuer. Er holt sich das Dürrfutter vom „b'buwe Mattland“, von der unbeweideten Wiese, dann geht's in die mageren Matten, in die „Rütsche“ und Ritzen und schließlich holt er sich in den Flühen und Scharren das Bergheu. In steinschlagsichern Heuberghütten nächtigt er mit seiner Familie. Er tängelt und schneidet und worbet und leistet den Gemsen Gesellschaft, und bald wachsen ringsherum auf den Heubergen die fegelartigen Tristen. Kurzen dann allmählich die Tage, so gibt's nach dem „Nachmaad“, dem Emden, noch einen harten Gang in die Moosgründe und Sümpfe, wo noch allerhand „Strüwe“ (Streue) geschnitten und eingetan wird. Unzählige nervige Arme schwangen noch vor kurzem landein und =aus streichsicher die geschlagene Sense. Heute rattern an die dreihundert Motor-mäher durch die Auen des Tales.

Sollen wir noch der „Saanenkuh“ ihr Loblied singen? Ein Fachmann erklärt uns, sie werde heute auf den simmentalischen Typ hin gezüchtet, auf ein Tier mit großem Rumpf, kurzen, „korrekt gestellten“ Beinen und einem nach allen Seiten ausgebuchteten, schön gevierten Euter. Dieses Tier kennzeichnet sich durch ein lebhaftes Temperament, durch eine schöne gerade Rückenlinie, eine glänzende Haut. Der Rassenkuh gesellt sich die Saanengeiß mit ihrem rötlich schimmernden Stichelhaar über Rücken und Hals. Fröhlich

bricht sie durch Zäune, „schleufft“ sie durch den Hag. Sie ist ein gar „schnäderfreefigs“ und „schnaufigs Tier“, aber sie schenkt dem Bauer mit ihrer Milch ein ganz unvergleichliches „Ggaffiwisses“, ihre „Milde“ heißt „Gschwäri u Bleetschi“, und ihr „trättiger“, linder und geschmeidiger Käse (von den Sennereien auf dem Stierendungel ganz einfach „Tummeli“ genannt) mundet auch einem verwöhnten Gaumen.

Bonstetten schrieb in einem seiner Hirtenbriefe, daß aus zehn Töpfen Milch in zehn Gefäße verteilt weniger Butter und Käse gewonnen werden könne, als aus der gleichen Menge, wenn man sie in ein einziges Gefäß gießt. Die Nachwelt profitierte von dieser Einsicht. In den einzelnen Bäuerten entstanden Käsereien, die nun im Winter die Milch verarbeiteten, und schließlich konzentrierten sich die Milchlieferungen auf die größeren Ortschaften. Die Molkereien von Gstaad und Saanen verkäsen pro Frühjahr bis zu 100 000 Liter Milch zu Grenerzer Käse, die überschüssige Milch wird zentrifugiert, der Rahm in die Verbandsmolkerei nach Thun geliefert.

Rings um den Talkessel von Saanen säumt der Wald das steile Gehänge. In den Falten des Gebirges strebt er aufwärts, er umdunkelt den Bergsee, beschattet den Wildbach. Meist setzt er sich aus Rot- und Weißtannen zusammen, die die ausgedehnten Weiden vor Lawinen, Steinschlag und Erdschlipf schützen. Früher einmal überwucherte er Berglehnen und Pörtler. Dann schlug der Mensch Breschen hinein und entdeckte das feiße, gute Berggras. Und nun wich der Wald immer weiter zurück, bis die unmäßige Ausbeutung zum Schaden zu werden drohte. Sorgfältig achtet man heute darauf, den Baumbestand zu erhalten und teilweise zu ergänzen. Der Wald ist die eiserne Reserve des Saanenbauers. Er bringt ihm als Holzfäller, Holzfuhrmann, Zimmermann manchen zusätzlichen Verdienst, und stürzt ihn eine Mißernte oder ein schlechter Absatz des Viehs in materielle Not, so greift er zur Axt und deckt mit dem, was der klug bewirtschaftete Wald hergibt, den Ausfall in Feld und Stall.

Der Neuzeit entgegen

Noch vor hundertzwanzig, hundertdreißig Jahren war der Saaner ein nomadisierender Hirte

nach Zweifsimmen dem Verkehr übergeben. Zwanzig Jahre später erhielt sie ihre Verlängerung über Reichenstein nach Saanen. Nun verkehrten regelmäßige Postkurse durch das Simmental und über die Möser. 1859 fuhr erstmals der neunfüßige Wagen von Thun nach dem Kessel von Saanen, und vor dem „Landhaus“ oder „Rößli“ wartete bereits der freundnachbarliche Postillon, der mit seinem „Char à banc“ die Reisenden ins Welschland brachte, ins Pays d'Enhaut und Grenerzer Land.

Als mit den Jahren rings im Land herum die Eisenbahn die Pferdposten verdrängte, kühne Projekte aus dem Boden schossen und die Spekulation ihre Blüten trieb, da tauchte auch die Idee auf, die Nebengestade des Léman mit den lieblichen Ufern des Thunersees zu verbinden. Die bernische Regierung interessierte sich für den Plan und bewilligte eine Subvention, um die nötigen Studien zu ermöglichen. Die Fachreise dachten zuerst an eine Bahnlinie von Bulle nach Thun. Bald jedoch ließ der zunehmende Fremdenverkehr eine direkte Linie von Montreux oder Beven in die Berge hinein als ratsam erscheinen. Die Entwürfe jagten sich. Schon ratterte ein Schmalspurbähnchen von Beven nach Châtel-St-Denis und Grenerz. Wie wäre ein Durchstich des Jaman? Komitees wurden gebildet, Konzessionen erteilt, Vermessungsingenieure ins Gelände von Les Avants geschickt, Anteilscheine auf den Markt geworfen. Im September 1901 erkletterten die ersten Züge den Berg. Zwei Jahre darauf war das Trasse nach Montbovon vollendet, und nicht viel später rollten die nagelneuen Wagen über die Möser nach Zweifsimmen, wo die kurz vorher angelegte Eisenbahn nach Spiez die Reisenden aufnahm. Die letzten Zurufe des Postillons, die letzten Peitschenknalle verhallten, und surrend führte fortan der Motor des Kraftwagens die Alpenwanderer und fremden Sommervögel in die Täler des westlichen Oberlandes.

Die alten Gasthöfe boten zu wenig Betten. Sie wurden erweitert und durch moderne Hotelbauten ergänzt.kehrte der Wanderer seit alters gern im Gsteiger „Bären“ ein, so fand der junge Zustrom jetzt auch im „Sanetsch“, im „Viktoria“ und „Oldenhorn“ eine fürsorgliche Bewirtung. In

Lauenen bevölkerten die Bergfreunde die Hotels „Wildhorn“ und „Geltenhorn“. In Saanen wurden 1904 „La Gare“, 1905 „Krone“ und „Saanerhof“ gebaut, und auf den Mösern entstand noch knapp vor dem ersten Weltkriege das „Sporthotel“. Den stärksten Aufschwung nahm Gstaad. Früher seitab von der großen Talstraße gelegen, führte die Montreux-Oberland-Bahn dem Ort nun Tausende von Kurbedürftigen und Touristen zu. 1906 waren bereits über 26 000 Fahrgäste mit dem Reiseziel Gstaad unterwegs, 1945 stieg die Zahl beinahe um das Vierfache. Saanen schritt langsamer vorwärts. 1906 stand es an Personenverkehr Gstaad kaum nach, 1945 blieb es um ungefähr ein Drittel hinter dem Nachbardorf zurück.

Die Bauern des Saanenlandes leisteten eine riesige Arbeit. Sie legten Wege und Promenaden an, verbesserten die Abläntschstraße, dämmten den wilden Turbach und Kauflisbach ein, schritten zu umfangreichen Aufforstungen und wandelten in ungefähr fünfzig Jahren rund 182 Hektaren Sumpfgebiet in ertragreiches Wies- und Weideland um. Die Holzverarbeitung erhielt vermehrte Beachtung. Riesige Sägereien entstanden. Die elektrische Kraft beliefert die Fabriken im Ebnet, auf der Farb und im Saanendorf. Wie überall gefährden die Großbetriebe die kleinen Handwerker. Wer kennt noch den Glockengießer Viktor Schopfer, der in Schönried den letzten Kohlenmeiler zurichtete? Wer erinnert sich noch an das Klopfen all der Schmiedehämmer, an das Klappern des Webstuhls? Zum Glück begann die Hausweberei neu aufzuleben. Die alten Werkzeuge wurden aus den Gaden hervorgeholt, Stoffe und heimische Muster neu zu Ehren gezogen. Vielleicht wird der Mensch eines Tages, der Serienproduktion überdrüssig, wieder mehr zur handwerklichen Arbeit zurückkehren. Vorderhand ist dies noch weitgehend ein schöner Traum — kein Traum aber ist die Entwicklung des Saanenländchens und vor allem Gstaads zum Sport- und Fremdenzentrum, zum fruchtbaren Boden zahlreicher Bildungsstätten, zum auserwählten Platz von Ferien- und Kinderheimen und zum Mittelpunkt mancher künstlerischen und wissenschaftlichen Treffen.

ne.